

FERDINAND VON RAYSKI  
DAS BILDNIS DES HERRN BENECKE VON GRÖDITZBERG  
VON  
GUSTAV PAULI

Das lebensgroße Bildnis des Herrn Benecke von Gröditzberg gehört unzweifelhaft nicht nur zu den besten Bildern der Hamburger Kunsthalle, sondern in seiner Art auch zu den besten deutschen Bildnissen des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Art! Das heißt, es hat bei allen Vorzügen eines sehr gut gemalten, sehr geschmackvollen und sehr lebendigen Bildnisses noch den besonderen Vorzug einer vollkommen weltmännischen Haltung. Und diese Art ist eben in Deutschland selten, wo die Bildnisse entweder künstlerisch wertvoll, oder vornehm repräsentativ, oder keins von beiden zu sein pflegen. Vielleicht ist Rayski der einzige Bildnismaler unter uns gewesen, der — wenigstens im neunzehnten Jahrhundert — die unverträglichen Vorzüge leicht und natürlich zu verbinden wußte.

Ein solches Bildnis bedeutete für seinen Meister die Anwartschaft auf eine glänzende Existenz, auf Reichtum, Ehren und fürstliche Protektion — zumal, wenn der Meister dem Glücke mit einem adligen Namen entgegenkam. Geringere Talente als Rayski haben als Bildnismaler der großen Welt alles dieses geerntet. Warum er selber nicht? — Weil er wirklich war, was jene anderen nur zu sein vorgaben: vornehm. Rayski war ein kunstbegabter Kavalier der guten alten Zeit. („Jede Zeit, wenn alt, wird gut“, bemerkt Byron einmal. Und unsere gute alte Zeit währt bis etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.) Rayski war ein Kavalier, das heißt, er war gesonnen, sein Leben mit einer gewissen Lässigkeit auf seine Art zu führen, er malte, wie und so lange es ihm gefiel, war keineswegs träge, aber noch weniger geschäftstüchtig; im übrigen liebte er die Jagd und schöne Pferde und war auf den Rittergütern Sachsens und sonst in manchem vornehmen Hause Deutschlands ein gern gesehener Gast. Gewiß verlangte er keine großen Honorare, dachte nicht daran, die Presse in Bewegung zu setzen, auf Ausstellungen zu glänzen und am Hofe oder bei Berühmtheiten werbekräftige Aufträge zu ergattern. Und da er

sich so wenig um sich selber bemühte, so kamen seine distinguierten Freunde auch nicht auf den Einfall, es damit anders zu halten. Immerhin läßt sich in jüngeren Jahren auf solche Weise eine Weile recht angenehm leben. Allein das Unglück wollte es, daß Rayski sich einer sehr gesunden Konstitution erfreute, folglich bei mäßigem Leben ein hohes Alter erreichte. So kam es, daß seine Freunde und Gönner allmählich um ihn wegstarben; bei zunehmenden Jahren erwirbt man schwerlich neue hinzu. Das jüngere Geschlecht der Maler, das neben ihm heranwuchs, diente Idealen, die von den seinen sich immer weiter entfernten. Er fühlte sich vereinsamt und verkannt, da er sich doch seines Wertes recht wohl bewußt war (natürlich! — Wer wäre es nicht?). Schließlich gab er das Malen so gut wie gänzlich auf. Als er vierundachtzigjährig in einer bescheidenen Wohnung oben im vierten Stock eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden 1890 starb, wußten nur wenige, daß er ein Künstler gewesen war.

Freilich war er nie so wie die anderen ein zünftiger Maler gewesen, allein er war der ehrliche Repräsentant seines Standes und seiner Zeit, einer, der sich treu blieb — ein Charakter. Und vergessen wir es nie: Genie ist Charakter. In dem Charakter Rayskis waren die Grenzen seiner ganz unproblematischen Kunst begründet, aber auch ihr Wert.

Wenn man sagt, daß ein Mensch das Kind seiner Zeit sei, so ist ergänzend zu verstehen, daß „seine Zeit“ die Jahrzehnte seiner Entwicklung bedeute. Die Welt nimmt, wenigstens für den Europäer, etwa alle drei Jahrzehnte ein neues Gesicht an, und nur wenige Zeitgenossen sind so wandlungsfähig wie die Zeit selber.

Rayski wurde am 23. Oktober 1806 zu Pegau in Sachsen geboren als der Sohn eines Rittmeisters, der eben damals im Felde stand. Es war kurz nach der Schlacht bei Jena. Der Vater, einige Jahre später zum Obersten und königlichen